

STADT DER MENSCHEN*

José Ramón TRUJILLO

VOM GIPFEL AUS

Betrachte dort unten das Tal und atme diese frische Luft,
so wie ein Komet seinen himmlischen Augenblick
erschauernd atmet, ohne etwas von der Erde
zu wissen in seinem Stab, ohne den Sturm zu kennen.

Betrachte den Teppich, wie die Wache das Land betrachtet,
das sie bewacht (der Atem stockt vor der Intensität
des Augenblicks): dasselbe und anders,
Schatten und Linien, die sie nicht deuten kann.

Die Stadt ist wie ein Feuer am hellichten Tag:
Langsam verschlingt sie das Land, die Wege,
die Dörfer und die Menschen. Wie ein unsichtbares Feuer,
das alles verzehrt, ohne Rauch und ohne Laut.

Doch in der Dunkelheit ist die Stadt ein Stern,
zuckende Glut in einem Aschenbauch,
ein geordnetes Dickicht auf einem Meer aus Öl;
tausende von Morgen und eine Dämmerung, die nicht heraufzieht.

Ihre Lichtfäden, gelenkt vom Durst und
von der Not, sind Reihen weißer Ameisen,
glühende Fasern auf dem Kristall der Nacht,
vereiste Neuronenverbindungen.

Dieser Abstand ist nötig. Er ist nötig, um
das Werk des Menschen zu erfassen, sein heißes
Pochen, seine Entfaltung, seine Erschöpfung. Er ist nötig,
um seinen Drachenatem zu verstehen. Sein Scheitern.

Der nötige Abstand, der gliedert, der erkennt,
der begreift. Der durch diesen Aufstieg erreichte
Abstand, der uns eint, während er trennt.

(Übersetzt von Manfred Bös)

* José Ramón Trujillo, en *Das Gedicht und die Stadt. Gegenwartslyrik aus Spanien (1980-2005)*, Kiel/Madrid: Sial, 2005..

STADT DER MENSCHEN*

Stadt. Ruheloses Mineral, am zitternden
Horizont der Nacht entflammte Menge,
zerfurchte Blume im Knopfloch der Felder.
Es gibt Würmer, die am Herzen deiner Leiche nagen.

Menschen ohne Gesichter in der Pulsadergeschwindigkeit
der Straßen (Fest der Schaufensterpuppen), verschämte
Schädel auf einem Aschenfeld, hungrige
Termiten im Konglomerat der Träume.

Kinder in der Enge der Hinterhöfe, in denen die
Farne wachsen: an Mund und Knien Pusteln;
Einsamkeit und Furcht im Quecksilber ihrer Augen.
für sie lächeln die Messer auf ihren Schneiden.

Ledige Frauen auf den vergilbten Korridoren
der Reue, im blauen Frieden der Flakons
(»euer bleiches Fleisch, für wen, gebrochene Rosen
auf dem Wachstum des Nachmittags«) und in den feuchten Stuben.

Stadt. Ruheloses Mineral, das ich von hier aus bewundere,
ohne deine Fäulnis zu kennen. Stern der Erde,
deine Glut ist Zeichen (»ach, dieser süßliche Duft der
kranken Frucht«): des *Meeres* Triumph über dein Herz.

Bei meinem Abstieg wirst du deine zuckende Gestalt
wiedererlangen, Revier ohne Engel noch Tore,
dein tolles Reich, deine von der rauhen, metallenen
Zunge des *Meeres* geleckten Gehsteige.

Doch nur wenn ich mich dir nähere und deine Vorstädte entdecke,
deine Verrückten, deine Gefangenen, die Statuen am Rande
des Weges, werde ich wissen, wieviel Schmerz nötig war,
um mit starker Hand diese Schönheit zu zeichnen.

(Übersetzt von Manfred Bös)

* José Ramón Trujillo, en *Das Gedicht und die Stadt .Gegenwartslyrik aus Spanien (1980-2005)*, Kiel/Madrid: Sial, 2005..

STADTGRÜNDUNG*

Wenn ich dir einmal von einem Volk erzählte, das unterging, von Gestrandeten, die kamen, um diese Ebene zu besiedeln, herbeigeweht von einem gelben Wind, wie Sporen des Bösen, wie trüchtige Federkelche am Anbeginn der Zeiten;

wenn ich dir einmal von einem Volk erzählte, das unterging, wenn ich dir einmal von der Stadt erzählte, die sie bauten, wo Storchennester aus einem blauen Unterwassergarten ragen; wenn ich dir von ihren Lehmwurzeln und schweren Metalldächern erzählte, von Treppen aus Beton und Stahl, voll Karies, als Sonnenschutz errichtet;

wenn ich dir einmal von ihren Händen erzählte, voller Wasserspeier und Engel aus Zinn, von ihren Kuben, die unter ihrer Haut aus Stein das Salzkorn der Erinnerung und in ihrem Glasdekor die schlanke Taille des Ozeans bergen, die lichten Fäden, die uns einen, die schlanke Einfachheit der Sterne;

wenn ich dir einmal von der Stadt erzählte, sprach ich von ihrem Maul, in dem die bittere Schlange der Schwermut schläft, von ihrem Rachen, in dem der Rost des Abends wächst, von ihrem Schlund, der unaufhörlich die schlanken Schenkel von Europas Straßen schluckt.

Diese Stadt ist ein Haus mit Dächern aus dürrem Laub, ein Labyrinth aus blühendem Moos; diese Stadt ist Patina aus Blut auf dem unfruchtbaren Leib der Äcker; diese Stadt ist ein Geldschwamm, ein Labyrinth aus pflanzlichen Brachen, in denen das Elend haust; diese Stadt hat die unstete Wut der Blei- und Mennigeverseuchten. Über ihrer Lockenmähne aus Draht verblutet der Morgen, die Glocken ersticken ihr Metall auf der Schwefelkrone ihrer Stirn. In ihren Knochen brodeln das Madengewimmel auf der Suche nach Futter. Dies ist das Zuhause derer, die ziellos sind, dies ist der Ort, an dem Schmerz und Freude hausen, die Heimat aller, die Heimat des Nichts.

* José Ramón Trujillo, en *Das Gedicht und die Stadt .Gegenwartslyrik aus Spanien (1980-2005)*, Kiel/Madrid: Sial, 2005..

In dieser Stadt liegt begraben unter den Ruinen ein Akkordeon, das träumt. In dieser Stadt gibt es ein Raunen, das niemals schläft; es gibt ein Schmiedegehämmert, das bei Einbruch der Nacht die Eingeweide des Horizonts entzündet; es gibt ein Fauchen, das die Sehnsucht nach den Wellen meidet. Hier reist der Wucher in blitzenden Rennwagen und besucht die Premieren mit staubigen Nasen; hier erholt sich der Schmerz in Hütten aus Karton; hier bieten die Mädchen den roten Kelch ihres Fleisches auf morgendlichen Bürgersteigen an. In dieser Stadt sind die Engel eine scharlachrote Wunde auf der himmlischen Seite des Morgens.

Die Stadt, von der ich dir erzähle, hat kein Herz. Doch sie ist verwundet. Die Stadt ist ein einziges Herz ohne Hoffnung, unter einem Staubmantel begraben, ein Quarzherz, müde vom Kreisen um sich selbst. Ihr Inneres ist ein Scheiterhaufen aus Korallen, eine Seelenbörse, ein Altar für den Pflug und die Bilanz, auf dem ein Mensch blutet wie ein Opferhahn. Hinter ihren Halsen-löchern aus Beton, Kot und Blut; hinter den Granitgerüsten, der Pilgerstab der Sender; hinter den Gebäuden in Gestalt schlafloser Vögel, der Lichtturm, aus dem der Morgen aufbricht. Hinter ihren Kalkterrassen zeigt sich das Meer: Bis zu ihm hin wogen unaufhörlich die quecksilberfeuchten Wellen.

Dies ist ein Volk, das unterging, und dies ist seine Stadt und dort ihr Stadtrand.

An den Stadträndern wacht das Meer. Ihre Bewohner sind Gestrandete, von der Flut verschleppt, in ihren hohlen Mulden nistet die Hoffnungslosigkeit. Die Leidensfische haben das Licht ihrer Körper verschluckt. Hoch oben schwimmt der Mond wie ein silberner Köder, in dem sich die Schwermut krümmt.

An den Stadträndern Stauwasser im Ried, wie eine Quecksilberplatte, wie rostiger Belag; an den Stadträndern ein Meer aus Schutt und Wahn, das nicht atmet, ein wucherndes Meer, das sich stockend heranschiebt und sich über einen Bauch aus Sand beständig wie der Wind mit bitter-dünnere Stimme wieder zurückzieht; an den Stadträndern ein Wald aus Gischt- und Wellblechbäumen, das Heim derer, die nicht zählen, ein Lattenfeld bedeckt mit Blut und Zierrat.

* José Ramón Trujillo, en *Das Gedicht und die Stadt. Gegenwartslyrik aus Spanien (1980-2005)*, Kiel/Madrid: Sial, 2005..

Und inmitten dieses Meeres eine Liebe, die ins Schweigen entgleitet,
der Zeusmörder, der die Ankunft seiner Zeit erwartet, eine
Blindenkolonne, die am Rande des Abgrunds strauchelt wie ein
tanzender Götterreigen. Inmitten dieses Dunkels die Stadträn-
der unter den Magnetfeldern, unter den schweren Flügeln des
Uranus, unter dem offenen Buch der Nacht mit ihren weiten
Wortreihen.

Stadt, blauer Engel auf Streben aus Abschaum.

Doch wenn ich dir einmal von einem untergegangenen Volk erzählte,
wenn ich dir von ihrer Stadt erzählte, errichtet wie ein Schrei
des Wassers inmitten der Wüste, wenn ich dir einmal von ihren
Gestrandeten erzählte, der Spirale ihrer Stadtränder, und dir
nicht vom Meer erzählte,

dann muß ich es jetzt tun.

(Übersetzt von Manfred Bös)